

■ DIE NOTATION ALS HILFSMITTEL IN DER ZWEISPRACHIG VERMITTELTEN KOMMUNIKATION

Translation als eine Sonderform der Kommunikation hat zwei Vollzugsarten: das Übersetzen und das Dolmetschen. Hier soll ein Untertyp des Konferenzdolmetschens, das Konsekutivdolmetschen (im Unterschied zum Simultandolmetschen und zum Community interpreting) daraufhin untersucht werden, welche Rolle der Notation dabei zukommt.

In der Praxis sieht es gegenwärtig so aus, dass das Konsekutivdolmetschen immer stärker vom Simultandolmetschen verdrängt wird, einerseits wegen der enormen Zeitersparnis aufgrund eines *time lags* von nur wenigen Sekunden, andererseits auch wegen der unverminderten gleichzeitigen Erreichbarkeit aller Kommunikationspartner über hochwertige neue Simultananlagen (jeder Teilnehmer hat seine Kopfhörer, über welche er in unverminderter Qualität den Ausführungen des Redners folgen kann). Außerdem erlaubt im Zuge der Globalisierung unserer Welt das simultane Dolmetschen die Arbeit mit Relaisprachen und so die Verdolmetschung in eine nahezu unbeschränkte Zahl von Sprachen gleichzeitig. Nichts desto trotz wird gerade in kleinerem Rahmen, z.B. bei politischen Gesprächen oder in Firmen bei Geschäftsverhandlungen etc. das konsekutive Dolmetschen anwesend sein, da sich hier der Erwerb oder die Anmietung der immer noch recht teuren Anlagen nicht lohnt oder da der anwesende Personenkreis einfach zu klein ist, als dass man „schwere“ Technik auffahren würde. Der Konsekutivdolmetscher sieht sich, wenn er als Experte auf seinem Gebiet eingestuft werden will, mit der Tatsache konfrontiert, dass sein operatives Gedächtnis ohne Unterstützung nicht in der Lage ist, mindestens ca. 7 Minuten Speicherleistung zu erbringen (was als Durchschnittsrichtwert gilt, durchaus keine Seltenheit ist und den professionellen Dolmetscher vom „Wald- und Wiesendolmetscher“ unterscheidet). Diese Hilfestellung kann die Notation leisten, vorausgesetzt, der Dolmetscher ist darin ausgebildet. Es ist leider derzeit – zumindest an den Lehrstühlen für Germanistik der Universitäten in Serbien – so, dass keine Unterweisung in Notation stattfindet, obwohl dies für die Praxis unbedingt nötig wäre. Dies wird sich erst mit der ersten Bologna-Generation an der Belgrader Universität ändern, wo die Germanistik-Studenten auch in Notation im Rahmen der Translationswissenschaft unterwiesen werden. Und so sahen sich die Absolventen der Vergangenheit in der Praxis hilflos der Flut von Anforderungen gegenüber, der sie entweder dadurch begegneten, dass sie einen nicht gerade billigen

* Kontakt podaci (Email): annetted@eunet.rs

Kurs im Berufsverband der Dolmetscher und Übersetzer belegten, in dem Notation aber auch keine Rolle spielt, sondern eher die Terminologie verschiedener Fachgebiete; oder aber viel Zeit damit verloren, sich Erfahrungen anzueignen, die ihnen noch während des Studiums hätten vermittelt werden können.

Nun zum Begriffsapparat. *Konsekutivdolmetschen* wird die Dolmetschart genannt, bei der die Rezeption des Ausgangstextes (AT) Stück für Stück (sukzessive) und in Redeabschnitten (segmentiert), und die Produktion bzw. Präsentation des Zieltextes (ZT) nicht parallel zur Rezeption des entsprechenden AT-Segments erfolgt.

Die Handlungsgrundlage des/der Ausführenden bilden die im Gedächtnis gespeicherten Informationen, bei Notizennahme zusammen mit dem parallel zur Rezeption des AT notierten logisch-begrifflichen Substrats des jeweiligen Redesegments. Die für die Ausführungen zur Verfügung stehende Zeit hängt durch die Separierung von AT-Präsentation und ZT-Präsentation nur indirekt vom Sprechtempo des Redners und der Übertragungsrichtung ab.

Zum Konsekutivdolmetschen zählen wir auch meist die oben erwähnte neuere gesellschaftliche Erscheinungsform des CI (*Community Interpreting*), das aber eher in den klassischen Einwanderungsländern von Bedeutung ist, wobei sich Deutschland mit einer derartigen Klassifizierung immer noch schwer tut.

Der Dolmetscher hat gegenwärtig, im Unterschied zum Übersetzer, nur sehr vereinzelt die Möglichkeit des mehrfachen Rückgriffs auf den AT und auf Wörterbücher, schon gar nicht auf elektronische. Seine Hauptleistung liegt darin, dass er in kurzer zeitlicher Abfolge den AT rezipiert und einen ZT produziert. Was dazwischen vorgeht, ist nicht unumstritten. So spricht die translologische Forschung, je nach Darstellung der Übersetzungstheorie, von Transkodierung, von Deverbalisierung, von der Herstellung von Äquivalenz- oder Kohärenzbeziehungen.

Es wurde nachgewiesen, dass sich der Mensch von einem mündlich vorgetragenen und über das Hören rezipierten Text mehr merkt als er im ersten Augenblick reproduzieren kann, egal ob in seiner Muttersprache oder in einer Fremdsprache. Um ihm solche kurzfristig „vergessenen“ Redesegmente wieder ins Gedächtnis rufen zu können, sind einzelne verbale oder non-verbale Signale ausreichend. Das dies auch beim Langzeitgedächtnis funktioniert, zeigt zum Beispiel auch die Evozierung konkreter Kindheitserinnerungen durch bestimmte Gerüche, Gegenstände, Lieder etc. Dazu dienen dann auch die notierten Symbole, Kurzwörter, Zeichen, Abkürzungen, ob sprachenunabhängig oder sprachenübergreifend: sie sollen die zur Sinnkonstituierung wesentlichen Redesegmente aus dem Gedächtnis des Dolmetschers abrufen.

Um seine Tätigkeit professionell auszuüben, soll der Dolmetscher folgende Schritte zur Analyse und Synthese der Information vollziehen:

- Erzeugen eines mentalen Bildes des zu dolmetschenden Redesegments
- Bemerkten von Auffälligkeiten während der mündlichen Darlegung
- Bemerkten von Zahlen
- Herstellen von Zusammenhängen der einzelnen Gedanken und Termini
- Feststellen der inneren Beziehungen im Redesegment
- Aktivieren und Abrufen von verdeckten Gedächtnisinhalten
- Persönliche Reaktionen auf die Information (Seleskovich 2008: 20)

Wenn der Dolmetscher diese Schritte alle berücksichtigt, läuft er nicht mehr Gefahr, sich einzelne Wörter ohne Sinnzusammenhang zu merken. Er erreicht so Leichtigkeit und Klarheit bei der Formulierung des ZT, ohne sklavisch an den Formulierungen des AT festzuhalten. Dies zu erreichen ist natürlich nur in einem längeren Training möglich, wozu aber die Hochschulausbildung ausreichend Gelegenheit bieten sollte.

Die Besonderheit des Konsekutivdolmetschens ist ja, dass die oben dargestellte Analyse- und Synthesephase im Kopf des Dolmetschers in jenem Augenblick abgeschlossen sein muss, wenn der Redner sein Redesegment beendet hat. Das bedeutet für den Dolmetscher, dass er bei schnellem Redetempo (als normales Redetempo werden 120 bis 200 Wörter pro Minute angesehen) nicht etwa sein Sprechen beschleunigt, sondern die Analyse- und Synthesephase. Die Formulierung des ZT wird spontan geschehen, nicht so ausgefeilt wie beim Übersetzen.

Es sind besonders die Schritte der Erzeugung eines mentalen Abbilds des Redesegments sowie die Aktivierung und Abruf von verdeckten Gedächtnisinhalten, welche den Anfänger vom routinierten Dolmetscher unterscheiden. Wenn der Dolmetscher versucht, sich die Redesegmente zu verbildlichen, so klebt er nicht an wörtlichen Formulierungen. Verdeckte Gedächtnisinhalte können durch einzelne Reize aktiviert werden. Aktivierung und Abruf der verdeckten Gedächtnisinhalte spielen eine große Rolle, sowohl beim Konsekutiv- als auch beim Simultandolmetschen, da der Redner jedes Redesegment auf dem vorangegangenen aufbaut und davon ausgeht, dass das jeweils vorangegangene auch verstanden wurde.

Der Dolmetscher kann, wenn er versucht, *Sinninhalte* zu finden und zu synthetisieren, sich eine große Menge an Informationen merken, wobei er sich dessen nicht immer bewusst ist. Ein Wort oder eine Frage ist meist ausreichend, um diese Informationen wieder abzurufen.

Diese Funktion hat dann auch die Mitschrift des Dolmetschers in der zweisprachig vermittelte Kommunikation auszuüben. (Seleskovich 2008: 34-36). Die Notation ist somit eine Teiloperation des Konsekutivdolmetschens, die ohne das Verstehen nicht funktionieren kann.

Einigkeit herrscht in der Fachliteratur darüber, dass die Funktion der Notizen einzig und allein in der UNTERSTÜTZUNG des Gedächtnisses liegt, d.h. zu notieren sind lediglich diejenigen Anteile der rednerischen Aussage, die nicht behalten werden können, wie z.B. Eigennamen, Termini oder Zahlen, oder solche Stichpunkte, die einen effizienten Abruf von Gedächtnisinhalten fördern.

Es lassen sich im Wesentlichen drei Grundrichtungen oder „Schulen“ der Notation erkennen, die an drei Personen festgemacht werden können, welche diese Schulen maßgeblich mitgestaltet haben:

1. Jean-Francois Rozan (1956) als UNO-Dolmetscher und Dozent an der *Ecole de Traduction et d'Interprétation* der Genfer Universität → Genfer Schule
2. Danica Seleskovitch (1975, 1984, 1988), Professorin an der *Ecole Supérieure d'Interpretes et de Traducteurs* der Universität Paris → Pariser Schule
3. Heinz Matyssek (1989) : Dozent am *Institut für Übersetzen und Dolmetschen (IÜD)* der Universität Heidelberg; Handbuch der Notizentechnik → Heidelberger Schule

Zu 1.: Die ersten Ansätze für eine systematische Notationsdidaktik wurden in den 50er Jahren von *Rozan* als Dolmetschpraktiker entwickelt. Dabei stützte sich Rozan auf seine eigenen individuellen Erfahrungen und erhob diese, ohne sie empirisch nachgewiesen zu haben, zu einem didaktischen Konzept. Nach Rozan sind Notizen als Gedächtnisstütze unentbehrlich, es gibt allgemein gültige Grundprinzipien, die auch lehrbar sind. Rozan befürwortet ein klares Abkürzungssystem für Wörter, eine zielsprachenorientierte Notation, wenige Symbole und eine klare vertikale Struktur. Die Notizennahme erfolgt nicht zeitgleich zum Redner, sondern es liegt ein zeitlicher Abstand von einigen Sekunden dazwischen, wobei dieser Abstand je nach Komplexität des Gesagten variabel zu handhaben ist. Er selbst sieht dies als ein in sich kohärentes Notationssystem an, das eine Synthese aus den verschiedenen Techniken seiner Dolmetschkollegen darstellt und als erlernbare Technik konzipiert wurde. Rozans Ausführungen gelten heute als Standardwerk und bilden quasi das Basissystem, auf dem sämtliche Ansätze in der einen oder anderen Weise aufbauen.

Aus didaktischen und dolmetschpraktischen Gründen zeichnet sich das System durch Einfachheit aus – es besteht aus 7 Prinzipien¹ und 10 respektive 20 Symbolen.²

Zu 2. *Seleskovitch* stützt ihre Theorie auf Beobachtungen der Verhaltensweisen von Anfängern in der Dolmetschausbildung. Ihre Theorie ist ein ausschließlich am Verstehen orientiertes Modell der sprachlichen Kommunikation. Entsprechend postuliert Seleskovitch eine zielsprachenorientierte Notation, die auf dem Sinn beruht; Mischformen mit Drittsprachenelementen lehnt Seleskovitch ab. Sie betrachtet Drittsprachenelemente nicht als Sprache, sondern als Symbole, da es sich ihrer Meinung nach dabei um ständige feste Zeichen handelt, die spontan notiert werden. Diese Form der Notation ist nach Seleskovitch dem Verstehen abträglich. Der Zeitpunkt der Notizennahme hat mit zeitlichem Abstand zur Informationsrezeption zu erfolgen. Nach Seleskovitch sind Notizen hoch individuell und nicht vermittelbar. Seleskovitch sieht die Notation als reine Memorierungsstrategie für den Notierenden. Damit sind Notizen auch nur für den Augenblick konzipiert und nicht geeignet, Inhalte zu reproduzieren.³

Zu 3. Eine besonders ausführlich dokumentierte und hinsichtlich der verschiedenen Notationsmittel im Detail ausgearbeitete Position ist die von *Heinz Matyssek* (Heidelberger Schule). Er postuliert eine sprachenunabhängige, also auf Symbolen beruhende Notation. Dabei versteht er unter Symbol nicht nur das von jedem sprachlichen Bezug in jeder sprachlichen Erscheinungsform gelöste Zeichensymbol, sondern jedes Notationszeichen, das in dieser oder jener Form als „Sinnträger“, als „Bedeutungsverkörperer“ auftritt, gleich, ob es sich um Subjunkturen für die semantische Beziehung zweier Aussageteile oder den Buchstaben D für Deutschland oder α für den Begriffssektor „Arbeit“ handelt.⁴

Die beschriebenen Notationsansätze lassen drei Grundprinzipien der Notation erkennen, die in der Fachliteratur ungeachtet der sonstigen unterschiedlichen Standpunkte übereinstimmend als Anforderungsprofil anerkannt und benannt werden:

1. Individualität
2. Ökonomie
3. schnelle Erfassbarkeit

An erster Stelle steht die Individualität der Notation, d.h. dass jeder seine eigene Art und Weise entwickelt, wie diese Notation für ihn konkret in einer konkreten Situation auszusehen hat. Das heißt jedoch nicht, dass sich der Einzelne nicht grundlegende Regeln, Empfehlungen und Merkmale zu eigen machen sollte, die sich in der Praxis als sehr hilfreich erwiesen haben, wie z.B. die vertikale und stufenförmig aufgebaute Anordnung oder die Verwendung bestimmter Symbole etc. Der Aufbau eines Notationssystems jedoch erfolgt wirklich individuell, da das ausschlaggebende Kriterium für die Auswahl von Notationsmitteln einzig deren subjektiv empfundene Effizienz als Abrufhilfe ist. Eine Anpassung und Abänderung der Zeichen und Symbole durch den Dolmetscher in Abhängigkeit vom konkreten Auftrag und je nach Bedarf ist jederzeit zulässig. Hier kommt besonders die Verantwortung in der Dolmetscherausbildung zum Tragen, den Studierenden Angebote zu machen, ohne zu präskriptiv zu sein.

Zweite Anforderung ist die Ökonomie. Dies hängt damit zusammen, dass die Notation lediglich ein Hilfsmittel darstellt, da die Notationsnotwendigkeit aus der begrenzten Leistungsfähigkeit des operativen Gedächtnisses resultiert. So soll der Dolmetscher nicht über Gebühr seine geistigen und zeitlichen Kapazitäten auf die Entschlüsselung seiner Notizen verwenden, sondern so korrekt und schnell wie möglich den AT verstehen und einen äquivalenten ZT produzieren. Das Prinzip der Ökonomie bezieht sich einerseits auf die ökonomische Gestaltung der einzelnen Zeichen und Zeichengruppen und zum anderen auf ihren zahlenmäßig möglichst reduzierten Einsatz. In der Praxis wird das Ökonomieprinzip unterschiedlich befolgt. Bei Anfängern lässt sich häufig beobachten, dass sie sich sehr stark auf die Notation konzentrieren, obwohl von didaktischer Seite nachdrücklich darauf hingewiesen wird, dass eine zu intensive Beschäftigung mit den Notizen die Dolmetschleistung beeinträchtigt. Trotzdem verzichtet kaum jemand auf die Notation, Notizen tragen nicht unerheblich zur Vollständigkeit, Genauigkeit und Stimmigkeit der wiederzugebenden Information bei.

Die dritte Hauptanforderung ist die schnelle Erfassbarkeit der Notizen. Damit eine Notiz schnell überschaubar ist, sollte sie so angelegt sein, dass der Dolmetscher ganze Notationsabschnitte auf einen Blick erfassen kann und nicht Zeichen für Zeichen entschlüsseln muss, um eine freie Präsentation zu gewährleisten. Zur freien Präsentation des ZT gehört übrigens auch der Blickkontakt mit dem Publikum, von dem u.a. im Endeffekt eine positive Bewertung der Dolmetscherleistung durch die Kommunikationsteilnehmer abhängt und der auch dazu dient, die unmittelbare Dolmetschsituation nicht aus dem Blick zu verlieren, um gegebenenfalls reagieren und korrigierend eingreifen zu können.

Einigkeit herrscht darüber, dass sich die *Stenographie*, mit der die Notation oftmals verwechselt oder gleichgesetzt wird, zu diesem Zweck als völlig ungeeignet erwiesen hat, was aus ihrer *völlig verschiedenen Funktion* hervorgeht: „Im Unterschied zu Schnellschreib- oder Kurzschriftmethoden, die aufgabenunabhängig als eigenständige künstliche Systeme zur nachhaltigen Fixierung von mündlichen Äußerungen konzipiert wurden, haben Dolmetschnotizen nur im Funktionszusammenhang des Konsekutivdolmetschens ihren Wert.“ (Pöchhacker 1998: 367)

Die schnelle Erfassbarkeit wird dazu über folgende Mittel erreicht:

1. eine knappe und sparsame Notation (s. Prinzip der Ökonomie)
2. Anwendung von hochassoziativen Zeichen, deren äußere Form unmittelbar auf ihre Bedeutung schließen lässt. Sie müssen über einen hohen Grad der Motivation verfügen, schnell und einfach zu zeichnen sein und im Vorfeld gelernt worden sein (also nicht ad hoc ausgedacht)
3. übersichtliche Gestaltung der Notation (vertikal und eingerückt versetzt, visualisierende Darstellungsweise)

Diese drei Forderungen werden von allen gestellt. Unterschiedlich sind hingegen die Meinungen, ob sprachenunabhängige Notationssysteme, oder Notationssysteme mit sprachübergreifenden Symbolen besser seien. Ein sprachunabhängiges Notationssystem scheint zunächst ein attraktives Konzept zu sein, da es die Erfassung des Sinns und die Loslösung von den ausgangssprachlichen Oberflächenstrukturen sowie die Anwendbarkeit auf sämtliche Arbeitssprachen verspricht. Hier wird von verschiedenen Autoren dagegengehalten, dass es nicht möglich ist, ein von jeder natürlichen Sprache unabhängiges Notationssystem aufbauen zu wollen, weil eine Abstraktionsstufe gesucht werden müsste, die den Rang einer Universalsprache hätte. Wenn wir die Funktion der Notationssprache richtig deuten und die Leistungsfähigkeit unserer Belege richtig einschätzen, ist ein sprachfreies Notationssystem auch unnötig, denn was wir in der Notationspraxis brauchen, ist ein gemeinsames Bezugssystem für zwei verschiedene Sprachen.

Die Positionen hinsichtlich der Verwendung von Symbolen liegen ähnlich weit auseinander wie hinsichtlich der „Sprachenunabhängigkeit“. Gemeint sind mit Symbolen Notationszeichen, die sich nicht eindeutig einem Wort oder einer Abkürzung aus einer Einzelsprache zuordnen lassen. Es kann sich dabei um Anleihen in anderen Alphabeten handeln oder auch um ikonisch motivierte Zeichen, die das Bezeichnete bildhaft darstellen, z.B. Piktogramme als Hinweis- oder Verbotsschilder in Restaurants, Bahnhöfen etc.⁵

Dritter Streitpunkt ist, in welcher Sprache die Notation erfolgen sollte. Hier sind die Autoren grundverschiedener Meinung.

Für die *Notation in der Zielsprache* sprechen sich einige Autoren aus didaktischen Gründen aus oder aus dem Grund, dass man auf höchster politischer Ebenen in die Fremdsprache als Zielsprache übersetzt. Andere sagen, dass man grundsätzlich *in der Muttersprache* notieren sollte. Es gibt weiterhin die Meinung, *in der Ausgangssprache* Notizen zu nehmen. Oder auch solche, die sich für *ein gemischtsprachiges System* aussprechen. Insgesamt entsteht der Eindruck, als sei die Gemischtsprachigkeit mittlerweile anerkannt, da dies in der Praxis auch am weitesten verbreitet ist. Interessant und für weiterführende empirische Untersuchungen wäre dann die Frage nicht nach der „Sprache der Notation“, sondern nach der „Hauptsprache der Notation“.

Sehr interessant ist in jedem Fall ein neuerer Ansatz aus kognitiver Sicht.

Aus kognitiver Sicht stellt sich die Frage anders. Da sind AS und ZS nur Bezugsgrößen eines Prozesses. Diese Bezugsgrößen entsprechen unterschiedlichen Orientierungen, mal zum Verstehens- mal zum Wiedergabeprozess hin, je nach Phase des Textverarbeitungsprozesses. Demzufolge kann die *Notation* aus kognitiver Sicht als Ganzes *als Sprache* aufgefasst werden (unabhängig von ihrer Zusammensetzung aus AS-,

ZS-, drittsprachlichen oder nicht einzelsprachlich gebundenen, sprachübergreifenden Anteilen) sowie als Text, der im Zuge der natürlichen Sprachverarbeitungsprozesse verarbeitet wird.

In den Ansätzen der drei genannten Schulen wurde die *Notation als eine Technik* aufgefasst. Hierbei standen praktische und technische Überlegungen und nicht konzeptionelle im Vordergrund.

In der kognitiven Forschung gibt es mittlerweile den o.g. Ansatz, die Notation über die Theoriekonstrukte „Sprache“ und „Text“ zu analysieren und zu beschreiben. Für die Kategorisierung der *Notation als Notationssprache* sprechen folgende Argumente: Die Dolmetschnotizen erfüllen trotz der Begrenztheit des Zeicheninventars eine ähnliche Funktion wie die Zeichen einer natürlichen Schriftsprache. Die Bedeutungsleistung der einzelnen Zeichen umfasst nahezu alle Bedeutungsebenen (konzeptuell, begrifflich, konnotativ, sozial, affektiv, reflektierend oder kollokativ) mit Ausnahme der stilistischen Bedeutung.

Der Dolmetscher hält im Notizentext in seiner individuellen Notationssprache Teile dessen, was er verstanden hat, fest und kann darauf dann in der Phase der ZT-Produktion zurückgreifen. Ein Notizentext ist somit aus kognitiver Sicht ein Text wie jeder andere auch, er weist aber dolmetschspezifische Unterschiede im Vergleich zu natürlichsprachigen Texten auf. Die Besonderheiten ergeben sich aus den spezifischen Bedingungen des Dolmetschens, d.h. die Notationssprache wird in enger Anpassung an die Bedürfnisse und Fähigkeiten eines bestimmten Dolmetschers individuell ausgebildet und in Notizentexten benutzt. Für diesen Notizentext sind Produzent und Adressat personengleich, und es stellt einen Extremfall der Intertextualität dar, dass der Dolmetscher ihn nur in Bezug auf den verstandenen Ausgangstext verstehen kann. Besonderheiten ergeben sich darüber hinaus aus der spezifischen Funktion der Notation – der Notizentext ist zum einmaligen und sofortigen Gebrauch in einer ganz spezifischen, konkreten Dolmetschsituation bestimmt (*solipsitische* Verarbeitungsbedingungen), sowie der Abhängigkeit des Notizentextes vom Ausgangstext, den er repräsentiert, d.h. er nimmt seine Funktion als Gedächtnisstütze über die Erinnerung an den Ausgangstext bzw. über das bei der AT-Rezeption aufgebaute mentale Modell wahr, er ist somit ein Hilfstext, ein anzillärer Text (Merkmal der *Anzillarität*) (Albl-Mikasa 2007: 429-440)

Der Notizentext in Notizensprache als Hilfstext ist somit ein zweckmäßiges Werkzeug des Dolmetschers in der zweisprachig vermittelten Kommunikation, das als Stütze seines operativen Gedächtnisses in der Lage ist, gespeicherte Gedächtnisinhalte abzurufen und ihm so die Produktion eines ZT zu erleichtern. Die Vermittlung der Grundlagen der Notation sollte auf jeden Fall bereits in der universitären Ausbildung erfolgen, damit bei den Studierenden die Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Entwicklung einer individuellen Notationssprache ausgebildet werden können. In der Praxis hat sich eine gemischte Notationssprache (aus ausgangssprachlichen, zielsprachlichen, sprachenunabhängigen und sprachenübergreifenden Zeichen und Symbolen) bei vertikaler Anordnung mit evtl. Einrückungen bewährt.

- 1 Die 7 Prinzipien lauten:
 1. Loslösung von der Ausdrucksebene des AT, logische Sinnanalyse und spontane Zieltext-Versprachlichung zur Vermeidung von Sinnfehlern und stilistischen Ungereimtheiten
 2. Die Abkürzung von Wörtern und Phrasen ist die naheliegende, von allen Dolmetschern und Autoren eingesetzte und propagierte Form der Notation, durch Schreiben des Wortanfangs und Hochstellung des oder der letzten Buchstaben des Wortes (z.B. St ut- hochgesetzt für Statut), abkürzendes Ersetzen vom Numerus-, Genus-, und Tempusendungen (z.B. s für Pluralendungen oder é für Indikation der Vergangenheit) sowie Verkürzen ganzer Phrasen durch den Einsatz kurzer sinnverwandter Wörter
 3. Markierung der kohäsiven Verknüpfungen in der Notation, um Sinnverfälschungen zu vermeiden (also Konjunktoren und Subjunktoren)
 4. Verneinung mittels Durchstreichen eines Wortes oder Zusatz von *no*
 5. Die Unterstreichung als Hervorhebung und die doppelte Unterstreichung als besonders starke Hervorhebung
 6. Vertikale Anordnung der Kern- und Nebenaussagen auf dem Notizblock. Diese aufgrund der üblichen linearen Schreibweise ungewöhnliche Anordnung hat den Vorteil einer größeren Übersichtlichkeit und macht die Markierung bestimmter semantischer Verknüpfungen überflüssig
 7. Zusätzlich zur vertikalen Anordnung wird eine seitlich versetzte Einrückung von Notationseinheiten vorgeschlagen. Rozans Ansatz sieht dabei eine relativ strikte seitliche Verschiebung nach rechts um die gesamte Textlänge der vorausgehenden Zeile vor.
- 2 Die vorgeschlagenen 20 Symbole erachtet Rozan trotz ihrer begrenzten Zahl als völlig ausreichend:
 - die Ausdrucks-Symbole (: für Denken; „ für Sprechen; ⊗ für Diskussion und OK für Zustimmung)
 - die Symbole der Bewegung und Orientierung (der horizontale Pfeil → für Richtungs-, Tendenz- und Überbringungsabsichten; der aufwärtsgerichtete Pfeil ↑ für Erhöhung, Entwicklung, Fortschritt; der abwärtsgerichtet Pfeil ↓ für Verminderung, Abschwung, Abnahme etc.)
 - die Verhältnis-Symbole (der Schrägstrich / zur Kennzeichnung von Beziehungen; das Gleichheitszeichen = für Gleichgestelltes, das durchgestrichen Gleichheitszeichen ≠ zur Bezeichnung von Unterschiedlichkeiten)

Neben diesen 10 Symbolen werden drei weitere Entsprechungszeichen (die Klammer [] für Einschübe und untergeordnete Aussagen; das Pluszeichen +; das Minuszeichen –) sowie 7 substantivische Symbole für immer wiederkehrende Schlüsselbegriffe als nützlich empfohlen (○ für Land, Nation, national; ⊗ für Ausland, international; W für *world*, global, universell; w von *work* für Arbeit, handeln; ? für Fragestellung, Problem etc.)
- 3 Seleskovitch geht von einem Drei-Phasenmodell des Dolmetschens aus, das nach ihrem Verständnis im
 1. Hören und Verstehen der Aussage durch Analyse der Exegese
 2. sofortiges Vergessen des Signifikanten und
 3. in der vollständigen und auf den Empfänger zugeschnittenen Produktion eines neuen Signifikanten besteht.

Die Pariser Schule fordert die Notation des reinen, deverbaisierten Sinns. Dies sei dadurch zu erreichen, dass die bei der Notation zum Einsatz kommenden, einzelsprachlichen und z.T. abgekürzten Wörter nicht in ihrer typischen Wortfunktion, sondern als mentale Abrufsignale angesehen werden. Das Hauptanliegen sieht die Pariser Schule in der Zeitersparnis, die Hauptmerkmale neben der Individualität die Ökonomie und schnelle Erfassbarkeit.
- 4 Das Notieren nicht in Worten, sondern in Symbolen, die als Sinnträger fungieren, dient seiner Meinung nach einer freien Wiedergabe des Textes in der Zielsprache. Außerdem seien Symbole effiziente und knappe Notationselemente (wobei einige seiner Symbole richtig kompliziert sind). Dieses sprachunabhängige System ist für ihn kein theoretisches Modell, sondern Mittel zum Zweck. Er erarbeitet ein umfassendes Repertoire an vielen hundert Symbolen für verschiedene gängige Themenbereiche aus dem nationalen und internationalen Leben, im Wesentliche für Politik, Wirtschaft, Recht und Militär. Er stellt dazu in seinem Handbuch ausgefeilte Symbol-Felder vor (Abstrakta, Arbeit, Fahrzeug, Friede, Handel, Industrie, Krieg, Landwirtschaft, Markt, Mensch, Motor, Politik, Preis, Produkt, Recht, Staat, Transport, Waffe, Wirtschaft, Erz, Kohle, Metall, Öl – letztere Symbolfelder wurden deshalb angelegt, da in jener Zeit die Rohstofffrage höchst aktuell war).

Gleichzeitig wird von Matyssek mit Nachdruck der individuelle Charakter seiner Symbole und Anwendungsgrundsätze betont. Er versteht sie nicht als Vorgaben, sondern als „Anregungen, Vorschläge, Stimulantia, Sichtmöglichkeiten, Auswahlkataloge, aber nie als Regeln oder Vorschriften, die befolgt werden müssen“.

Sein Notationssystem zeichnet sich durch folgende Besonderheiten aus:

- die Verwendung einer große Zahl von piktographischen und ideographischen Zeichen,
 - die Kombinierbarkeit solcher Zeichen und Symbole zu Ketten, Feldern, Varianten und Kombinationen
 - schnell erfassbare, nicht-lineare Anordnung der Gesamtnotation
- 5 Zeichnerisch vereinfacht und schnell zu Papier zu bringen stellen solche Zeichen eine Besonderheit der Notation dar (z.B. Smiley für Freude..), die durchaus ihre Berechtigung haben. Als Symbole gelten auch die Währungszeichen oder die Zahl 1 für das Determinativ *ein*.

LITERATUR

- Albl-Mikasa, M. 2007. *Notationssprache und Notizentext*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Koller, W. 2004. *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Wiebelsheim: Quelle & Meyer Verlag.
- Kruselburger, N. 2005. *Konsekutivdolmetschen und Notizentechnik*. Norderstedt: Books on Demand GmbH.
- Matyssek, H. 2006. *Handbuch der Notizentechnik für Dolmetscher*. Teil 1 und 2. Tübingen: Julius Groos Verlag.
- Pöchhacker, F. 1998. *Vermittlung der Notizentechnik beim Konsekutivdolmetschen*. In M. Snell-Hornby, H.G. Hönl, P. Kußmaul & P.A. Schmitt (Hg.) *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenburg.
- Seleskovich, D. und M. Lederer. 2008. *Obrazloženi pedagoški prilazi nastavi konferencijskog prevoda*. Beograd: Udruženje naučnih i stručnih prevodilaca Srbije.

ZUSAMMENFASSUNG

DIE NOTATION ALS HILFSMITTEL IN DER ZWEISPRACHIG VERMITTELTEN KOMMUNIKATION

Das Konsekutivdolmetschen mit Notation stellt für den Dolmetscher trotz des Siegeszuges des Simultandolmetschens immer noch eine Probe seines professionellen Könnens dar. Leider wird die Technik der Notation an Ausbildungsstätten in Serbien kaum unterrichtet, unseres Wissens erst mit der ersten Bologna-Generation von Studenten an der Universität Belgrad. Dies ist besonders bedauerlich, da eine Gedächtnisleistung von ca. 7 Minuten eine normale Praxisanforderung darstellt. Entwicklungsgeschichtlich gesehen unterscheiden wir drei Schulen der Notation; die Genfer Schule (Rozan), die Pariser Schule (Seleskovich) und die Heidelberger Schule (Matyssek). Trotz unterschiedlicher Herangehensweisen sind sich alle Autoren darin einig, dass die Notation drei Grundprinzipien befolgen muss: 1. Individualität, 2. Ökonomie und 3. schnelle Erfassbarkeit. In einem kognitiven Ansatz der Translationswissenschaft erscheinen auch die Auseinandersetzungen darüber, ob eine sprachenunabhängige oder sprachenübergreifende, eine ausgangssprachliche, zielsprachliche oder gemischtsprachliche Notation praktiziert werden soll, in einem völlig anderen Licht. Fassen wir die Notationssprache als Sprache und den Notationstext als ansatzspezifischen Text unter solipsistischen Verarbeitungsbedingungen auf, so kann man die Notation als das untersuchen, betrachten und vermitteln, was sie eigentlich ist – ein Werkzeug des

Dolmetschers zur Stütze seines Gedächtnisses, zum Abruf der im Kurzzeitgedächtnis gespeicherten Inhalte.

SCHLÜSSELWÖRTER: Translation, Vollzugsarten, Dolmetschen, Übersetzen, Konferenzdolmetschen, CI, Notation, Grundprinzipien, Genfer Schule, Pariser Schule, Heidelberger Schule, Notizensprache, Notationstext.